

# Steinzeit in der Gegenwart

Auch in Heidelberg drehte sich und hielt das Intendantenkarussell: Nach fünf Jahren Intendanz übergab Volkmar Clauß das Haus an Günther Beelitz, der mit Reformplänen für das Programm auf und hinter der Bühne startet.

Susanne Kaulich

Theater ist Steinzeit.“ Behauptet Heiner Müller. Und Günther Beelitz, der neue Intendant des Heidelberger Theaters, auch. Wenigstens im Motto seines Spielzeitheftes. Gegen die Anbiederung an die Mediengesellschaft und deren sinnlosen Beschleunigungsrausch, den Müller in seinem berühmten Bonmot beklagt, hat sich Beelitz auch andernorts, zuletzt in Weimar, immer zur Wehr gesetzt: mit anspruchsvollem, an den jeweils gegebenen Realitäten orientiertem Theater. Ein wenig wie Steinzeit – und dies im wörtlichen Sinn – muss es Beelitz in Heidelberg denn auch vorgekommen sein, als er jetzt die Nachfolge von Volkmar Clauß antrat: Mit der Einführung (!) eines Computerkassensystems („Die arbeiteten hier noch mit dem Gummidaumen!“) und des publikumsfreundlichen Heidelberg-Ticket-Service wurden längst überfällige Strukturveränderungen in Angriff genommen. Erweiterte Lager-Kapazitäten sowie drei neue Probebühnen plus einer ständigen zweiten Spielstätte, die nun nicht mehr mit dem erfolgreichen Kinder- und Jugendtheater *zwinger3* geteilt werden muss, verbessern die innerbetriebliche Situation und bieten mehr Spielmöglichkeiten. Auch für das TanzTheater von Irina Pauls, der eigenwilligen Choreographin aus der Palucca-Schule. Signal dafür, dass mit Beelitz eine von Politikern mehrfach angedachte Ballett-Fusion – mit welcher Compagnie Baden-Württembergs auch immer – nicht zu machen sein wird. Zudem erhalten die Heidelberger Schlossfestspiele, mit dem obligatorischen Touristenrenner „Student prince“ als „Pfahl im Fleisch“, ein neues Gesicht, aber „ohne dabei einer falschen Festivalitis nachzujagen“, wie Beelitz betont. Erneuert worden wären sie übrigens auch mit Volkmar Clauß' weit gediehenen

Plänen, die, wohl aus schwelenden atmosphärischen Störungen mit den Stadtoberebenen, obwohl bereits abgesegnet, einfach im Sande verliefen. Neben weiteren Irritationen (etwa dem Streit um den damaligen Ballettchef Hans Falar, der gegenüber einer Mitarbeiterin verbal ausfällig geworden sein soll) ein Grund mehr, nach „erfüllten fünf Jahren ohne Zorn und Verbitterung, aber auch nicht unwillig“, so Clauß, den Intendantensessel zu räumen.

In der Oper liegen dem neuen Theaterchef (nicht anders als seinem Vorgänger) Ensemblegedanke und Entwicklung junger Stimmen besonders am Herzen. Unter dem „alteingesessenen“ GMD

Thomas Kalb trifft Beelitz in Heidelberg auf ein junges intaktes Ensemble, dem er mit Wolf Widder einen hierorts hinlänglich bekannten Opernregisseur als Spielleiter voranstellt. Besonderes Augenmerk gilt der Konzentration auf Stücke, die ins Heidelberger Theater-„Schatzkästchen“ passen. Werke aus den „Zwischenzeiten“ sollen das Repertoire ergänzen, ohne dass sich dabei allzu viel Überschneidungen mit dem schon durch die Bühnenausmaße nicht vergleichbaren benachbarten Mannheimer Nationaltheater ergeben.

Mit Luigi Cherubinis „Medea“ zur Spielzeiteröffnung setzten Beelitz und sein Team gleich ein Zeichen. Und taten



Gergana Geleva und Jaehong Im in „Medea“.



Foto: Christian Brachwitz

Günther  
Beelitz

damit keinen schlechten Griff, zumal die extreme „Callas“-Partie bei der jungen bulgarischen Sopranistin Gergana Geleva in überraschend guten Händen lag. Dass die Faszinationsfrage mit den verschiedenen Rezitativversionen und diversen Nachkompositionen schwierig,

wenn nicht verworren ist, nutzen Widder und Dramaturg Stephan Kopf zu einem mutigen und interessanten Kunstgriff: Auf Kosten immenser Striche ergänzten sie das Werk mit Medea-Texten von Seneca, Hans Henny Jahnn und Heiner Müller. Die werden zusammen mit einer Art Simultan-Übersetzung einiger Rumpf-Rezitative, die die Bulgarin Geleva aparterweise in ihrer Muttersprache ins Publikum geradezu schleudert, von der Schauspielerin Tanja von Oertzen präsentiert. Als Alter Ego der Medea mischt sie sich stilischer, sensibel und erstaunlich bruchlos in den musikalischen Ablauf. Der für einige Opernpuristen vielleicht ärgerliche Verzicht auf ein paar Partiturseiten wird für den Großteil des Publikums mehr als aufgewogen, vermitteln die zusätzlichen Texte doch differenzierte Einblicke in Medeas psychologische Beweggründe, die sie zum schrecklichen Kindermord treiben. Der Medea-Mythos: Über alle Epochen und Gattungen hinweg ein zeitloses, immer aktuell gebliebenes Phänomen. Stoff für einen fruchtbaren Theaterabend, der durch Frank Reineckes symbolisch-assoziatives Bühnenbild noch an sinnfälliger Faszination gewinnt. Thomas Kalbs schwungvoll-dramatischer Zugriff stützte das gediegene Solistenensemble, während er das Orchester nah an die Grenzen seines Leistungsvermögens brachte.

Gelungener Neuanfang auch im Schauspiel mit Wolfgang Maria Bauers frischer „Räuber“-Inszenierung. Heidelbergs junger und schon renommierter Schauspielchef zeigt gleich vom ersten Augenblick an, wie aktuell Schillers Sturm-und-Drang-Erguss auch heute ist. Zu Technorhythmen präsentiert sich die Räuber-„Gang“ genauso heterogen wie oberflächlich auf dem Model-Laufsteg der Eitelkeiten: Abbild unserer Fun-Generation. Unter dem ausgelutschten Motto „Friede in Deutschland“ sammelt sich die ganze Palette von glatzköpfigen Nazis bis

zu Yuppies in Designer-Klamotten und drischt angelesene wie nachgeplapperte Phrasen. Da muss nur einer kommen, der diese orientierungslosen Hohlköpfe eint: Menschenverführer Spiegelberg (teuflich agil: Dirk Diekmann) lockt – natürlich mit der Aussicht auf Mordspaß und Geld. Dem geschäftigen Grafen von Moor, den Hannsjörg Schuster wunderbar abwesend gibt, ist dagegen Ruf und Name am allerwichtigsten. Kein Wunder, dass der wohl geratene Sohn Karl (Daniel Hajdu), naiv himmelhoch jauchzend und zu Tode betrübt, das Heil in der Fremde, die Geborgenheit in der Gruppe sucht, während Franz – psychisch deformiert – den pathologischen Irrsinn schon früh in sich trägt. Daniel Graf spielt ihn erschreckend konsequent in Diktion, Marotte und Geste.

Auf Katarina Sichtlings Einheitsbühne mit einem praktikabel beispielbaren Verhau an Betonträgern findet Bauer genug Freiheit und Atmosphäre, um ganz nah am Schiller'schen Text zu bleiben, ihn in klug arrangierten Simultanszenen gar zu verdichten und ihm neben beiläufiger Alltäglichkeit sein Pathos nicht zu



„Die Räuber“: von links Clemens Giebel, Dirk Diekmann, Ulrike Requadt, Harald Schwaiger und Daniel Hajdu.

Foto: Cornelia Illius

opfern. Mehr als ein Gag, dass Kosinsky als lesbisches Fräulein genauso knallhart wie ihre männlichen Genossen Karls Banden-Gelöbnis einfordert. Gewalt macht keinen Unterschied vor den Geschlechtern – nicht erst die RAF-Terroristinnen haben uns das gelehrt. Heidelbergs Aufbruch in die Steinzeit über den Umweg des Gegenwartbezugs scheint jedenfalls viel versprechend.

